DEZEMBER 1929

SINICA

4. JAHRG. HEFT 6

ZEITSCHRIFT FÜR CHINAKUNDE UND CHINAFORSCHUNG

HERAUSGEBER: PROFESSOR DR. RICHARD WILHELM

Anfragen, Manuskripte und Korrekturen sind an den Herausgeber, Richard Wilhelm, China-Institut, Große Eschenheimer Str. 26, Frankfurt a. M., zu senden. Telegr.-Adr.: Chinainstitut Frankfurtmain. Tel. Taunus 3314
Alle zwei Monate erscheint ein Heft. Jahrgang 6 Hefte RM. 15.—, Einzelheft RM. 3.—.

INHALT: *Dauling Hsü:* Die chinesische Liebe / *Richard Wilhelm:* Die weltanschaulichen Grundlagen der Liebe in Europa und China / *Richard Wilhelm:* Bevölkerungsprobleme in China / *E. Rouselle:* Ein lamaistisches Vajra-Mandala / Wang Hsiang-Tschen: Der taube Dscheng, deutsch von *Prof. Erich Schmitt* / Umschau: Kleine Nachrichten / Bücherbesprechungen / Zu den Abbildungen

DIE CHINESISCHE LIEBE

VON DAULING HSÜ

Es wäre eigentlich recht verwunderlich, wenn man behauptete, daß Chinesen nicht lieben können. Aber merkwürdig bleibt die Tatsache, daß man in der chinesischen Dichtung vergeblich nach einem Liebesgedicht sucht. Große Dichter wie Du Fu, Li Tai Be, oder wen man noch nennen mag, haben kein einziges Liebesgedicht hinterlassen, wie wir so schöne finden bei Goethe oder Schiller oder Hugo, Lamartine, und erst recht bei Heine oder Ronsard oder Musset. Der Volksmund, der sonst ebenso natürliche, spontane Gefühle ausspricht wie der westliche, singt nicht „Ich bin dîn, Du bist mîn", oder „Nächten, als ich bei ihr was"; er kennt nicht einmal etwas Ähnliches wie die Loreley oder wie die drei Töchterlein. Die chinesische Sage, die von den merkwürdigsten und seltsamsten Menschen zu erzählen weiß, kennt keine so leidenschaftlichen Gestalten wie einen Tristan oder einen Tannhäuser. Es lebten dort keine zwei Königskinder, die das tiefe Wasser trennte; keine verzauberte Prinzessin, die auf den erweckenden Kuß des fremden Prinzen wartete; dort, wo sonst jeder Wassertropfen, jeder Grashalm einen Geist hat oder einer ist, fehlt eine Gottheit der Liebe.

Schon philologisch ist die „Liebe" eine schwierige Sache. Das Wort „Ai", mit dem man landläufig „Liebe" übersetzt, heißt eigentlich nicht „Liebe",

sondern „lieben", und zwar ein nicht-erotisches Lieben; es ist Menschenliebe, Kinder- oder Mutterliebe, etwas Allumfassendes, etwas Human-Erhabenes. Das Feurig-Leidenschaftliche, das Sentimental-Zärtliche, das Folie-Passionistische fehlt dem Wort „Ai" vollkommen. Die Worte „Ai Tsing", durch die man heute das Wort „Liebe", „amour", „love" wiederzugeben versucht, sprechen eigentlich nur einen Teil des Begriffs aus; sie bezeichnen nur die Gefühlsmomente, le sentiment, sagen aber nichts über die Intensität, über die Tiefe. Die Worte „Liën Ai", die annähernd das Wort „lieben" wiedergeben, sind recht jungen Datums, etwas nach fremdem Muster Nachgebildetes, ein häßliches Wort.

Ebenso steht es mit dem Küssen. Öffentliches Küssen war bis vor wenigen Jahren eine Tätigkeit, die man nur an Kindern bis zu fünf, sechs Jahren vornehmen kann. Ein Junge, der acht oder neun Jahre geworden ist, wird nicht einmal von der Mutter geküßt, geschweige die Tochter vom Vater oder von den Geschwistern. Als rituelle Begrüßungsform oder Herzlichkeitsäußerung war der Kuß nie bekannt. In sämtlichen chinesischen Büchern und Schriften (natürlich abgesehen von solchen der Heilkunde), die bis vor wenigen Jahren herausgekommen sind, kann man vergeblich nach dem Wort „Kuß" suchen. Die Worte „Tsin Dsui", den Mund liebkosen, oder „Dsië Wen", die Lippen berühren, sind für das Auge wie für das Ohr unästhetisch und widerlich. Aber man irrte sich, deshalb annehmen zu sollen, daß Chinesen statt dessen sich die Nase reiben. In einem Vers von Schï Da Dsu (um das 11. Jahrhundert) hieß es:

„Als ich flüchtig kostete
Die frischen, duftenden Kirschen . . ."

Liegt es vielleicht so, daß in China das Eheleben eine so große Rolle spielt, daß das Liebesverhältnis sich nicht hat so entwickeln können wie im Abendland? Wenn ein junger Bursche, der eben erst die natürlichen Triebe spürt, schon seine Frau heimführen kann und mit ihr glücklich lebt, dann ist für eine Liebe freilich wenig Platz gegeben. Die Liebe braucht Muße, Distanz und äußere Hemmungen. Außerdem, wie soll man lieben, wenn man nichts sieht, in das man sich verlieben kann? Die Männer verkehren mit Männern, die Frauen mit Frauen, im Gesellschaftsleben kommen sie nie zusammen; so ist eigentlich die Möglichkeit für eine Liebe schon von vornherein kaum gegeben. Die schönen Mädchen aus den Teehäusern, die die einzigen zugänglichen sind und immerhin eine Rolle im Sozialleben spielen, sind ja kaum geeignet, Objekt einer richtigen Liebe zu sein. Aber wenn man in China überhaupt von Liebesgeschichten erzählen kann oder auf der Bühne Liebesdramen aufgeführt werden, so spielen sich diese doch zur guten Hälfte in den Teehäusern ab oder unter verwandten Verhältnissen.

Stärker als das Sozialleben, glaube ich, wirkt hauptsächlich die innere Einstellung: man liebt, man sehnt sich nach einer ehelichen Vereinigung, man verpönt das Liebesverhältnis; Liebe ohne Ehe ist nicht nur etwas Unvollkommenes, Unbefriedigendes, sondern etwas Unschönes, Verwerfliches. Man denkt nicht mystisch-religiös, daß der Mann und die Frau Hälfte des Gottmenschen seien und sich daher nach Wiedervereinigung sehnten; auch nicht romantisch-rational, daß aus den Hälften ein Ganzes werden könne und daher die Sehnsucht zwischen Mann und Frau zur Vervollkommnung der Menschheit diene; man denkt politisch-sozial, man will dem Gefühlsverhältnis eine politische Bedeutung geben, man will eine individuelle Verbindung zu einem sozialen Gebilde werden lassen. Daher hieß es im Schï Ging:

„Ein Mädchen sehnt sich nach dem Frühling,
Und ein guter Jüngling kommt sie freien".

Oder wie Mong Dsï es sagt: „Der Mann will schon gleich von Natur, daß man ihm eine Frau gebe, die Frau, daß man ihr eine Familie gebe". Hier wird das Physiologisch-Natürliche einfach politisch-rational verwertet.

Da das Ehe- und Familienleben eine Auswirkung des Ahnenkultes ist, so wird die Kinderlosigkeit als das größte Übel empfunden und die patriarchalische Mehrehe seit uralter Zeit anerkannt. Und natürlicherweise steigt mit der Bedeutung der Familie zugleich der Wert der Treue und damit zusammenhängend der der lebenslänglichen Einmännlichkeit der Frau. Freilich hat es mit der letzteren nicht immer so gestanden. Die Mehrmännlichkeit ist lange nicht so sehr Untugend gewesen wie die lebenslängliche Einmännlichkeit Tugend war. Das Buch der Lieder (Schï Ging) und „Frühling und Herbst" (Tschun Tsiu) haben genug von Frauen erzählt, die nach einer Heirat wieder geheiratet haben, sei's nach der Trennung, sei's nach dem Tode des Mannes, sei's von sich aus, sei's auf Veranlassung ihrer Eltern oder der Schwiegereltern. Aber dem Mann treu zu bleiben, solange dieser lebt, ist ebenso selbstverständlich wie tugendhaft; der Ehebruch ist die größte Sünde der Frau und gibt dem Mann das Recht, sich von ihr zu trennen. So hören wir die schöne Lo Fu mit so lieblicher Selbstverständlichkeit ihren vornehmen Verehrer abweisen:

„Der Herr hat doch seine Frau,
Und Lo Fu hat ihren Mann!"

Oder die schönen, traurigen Verse:

„Mit Tränen und Seufzern
Gebe ich Eure leuchtenden Perlen zurück;
Warum habt Ihr mich nicht getroffen,
Als ich noch Mädchen war!"

Hier sieht man, wie die Liebe der Ehe untergeordnet wird und ethische Anschauungen über natürliche Empfindungen obsiegen. Wie harmlos-schön, natürlich-unreflektiert das Liebesverhältnis in der griechischen Antike dargestellt und empfunden wird —, wir denken an die Liebesfeste des Dulders Odysseus oder das schöne Abenteuer des Ares mit Aphrodite —, so sittenstreng, schwerfällig, irdisch, aber auch um so ernster, überlegter, würdevoller ist das chinesische Empfinden.

Freilich gab es auch liebende Mädchen, die nur aus Angst vor der Gesellschaft nicht vollständig sich ihrer Leidenschaft überließen. Im Buch der Lieder heißt es:

„Springt nicht über meine Mauer,
Ich beschwöre Euch!
Ihr seid sehr zu lieben,
Aber das Gerede der Nachbarn
Ist auch zu befürchten."

Jedoch ist Ähnliches nur sehr selten zu finden; aber für chinesisches Empfinden sind diese Verse liederlich genug, so daß große Gelehrte dicke Kommentare dazu schrieben, in ihnen ein allegorisches Gedicht sahen und ihnen einen rein politischen Inhalt geben wollten.

Und so verstehen wir auch, warum es in China keinen Eros gegeben hat, diesen ältesten und schönsten aller Götter, warum keinen Amor, der mit Bogen und Pfeil durch die Luft schießt. Es gab keine Idea, die dem Mann als Frau, der Frau als Mann erscheint und keines von beiden ist; es gab keine Venus, die versunkene Herrlichkeiten bei Mondlicht wiederherzustellen weiß und den verliebten Jüngling verlockt und verdirbt, weder die antike, die in ihren tausend Darstellungen ihre Schönheit in der reinsten Form offenbart, noch die mittelalterliche, die lang- und goldlockig war und ein blaues Gewand hatte, in das bunte, blühende Blumen gestickt waren. Es gibt aber dafür hier einen Bettpapa und eine Bettmama, zwei alte, krumme, runzlige Leute, Götter des Bettes, die das Ehebett bewachen und dafür sorgen, daß die Ehegatten sich vertragen und nicht verzanken. Es gibt die gütige, gnädige Guan Yin, die ein Kindlein auf dem Arm trägt und es in die Familien bringt; es gibt einen dickbäuchigen, immer lachenden Buddha mit dem Namen Mi Le, auf dessen Bauch hundert kleine Kinder herumkrabbeln, die sich die kinderlosen Familien holen können. Ist das nicht bezeichnend genug für die allgemeine Denkungsart?

Selbst die erfundenen Liebesgeschichten in den Dramen und Novellen sind wesentlich anders als die abendländischen. Sie sind fast immer Zweckhand-

lungen. Es ist nicht die Rede von einer abstrakten Liebe, sondern vom Lieben, von einem zweckmäßigen Lieben. Die Gefühlsmomente sind hier stets klar, verständlich, nüchtern; jeder geheime, mystische oder romantische Zug fehlt. Ich möchte beinahe sagen, man liebt hier menschlich, irdisch, berechnend. Es ist jener Strom, der mächtig und groß seinen Lauf dahinzieht, aber keine Feuer und Flammen, die jählings auflodern und wild um sich greifen. Man weiß ganz genau, was der Mann an der Frau liebt und was die Frau an dem Mann. Was in China die Schönheit für die Frau ist, ist für den Mann die Begabung oder die Bildung, was Chinesisch „Tsai" heißt, d. i. eigentlich Begabung plus Bildung plus Schöpfungsgabe. Kurzum, der Mann will eine hübsche Frau haben, die Frau einen Mann, dessen Begabung ihm eine gute Stellung, das heißt ein gutes Fortkommen verspricht. Die Grundgedanken sind eigentlich recht primitiv, höchst realistisch-materialistisch. Aber sie bilden jedesmal die Grundlage eines Dramas oder einer Novelle, wenn auch in sehr verschiedenen Nuancierungen, aber doch fast immer in derselben Konstruktion; ein Grund, warum die chinesische Roman- und Dramenliteratur nicht ganz auf der Höhe ist.

China ist das Land, in dem tausend Heilkräuter wachsen und in dem die wirksamsten Heilgetränke gebraut werden. Aber einen Liebestrank hat es nicht gekannt, den ein Tristan und eine Isolde trinken. Aber wie wohl auch im Abendland, ist die Musik eine Sprache, die alle liebenden Herzen verstehen. Wir denken an den Tieck'schen Vers:

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Nur in Tönen mag sie gern —
Denn Gedanken stehn zu fern —
Alles, was sie will, verschönen".

So hat die Königstochter Nung Yü ihren himmlischen Bräutigam durch ein Flötenspiel herbeigelockt, und der große Sï-Ma Siang-Ju verdankt seiner siebensaitigen Zither allein seine reiche, dichterische Frau, die wunderschöne Dscho Wen Gün, die seinem verführerischen Spiel nicht hatte widerstehen können und mit ihm aus dem Elternhause geflohen war.

Ähnliche Kraft wie die Musik besitzt die Poesie. Wie viele Liebesherzen haben die Dichter nicht schon mit einigen Verszeilen erobert! Wir denken an Li I, der die schöne Huo Siau Yü, an Dschau Be Tschau, der die schöne Sië Su Tsiu eigentlich schon lange vor ihrer persönlichen Bekanntschaft erobert hat. Wir denken schließlich an den glücklichen Dschang Gün Jui, dem beide Künste zu Gebote standen, und erstaunen nicht über das große Liebesglück, das er bei der liebreizenden Ying Ying hatte.

Aber ein anderes Schicksal hatte der gute Tang Jo Schï, der Dichter der berühmten vier Traumdramen. Als sein erstes Werk, das Huan Hun Gi, erschienen war, verliebte sich eine schöne, reiche Kaufmannstochter so sehr in ihn, daß sie den Wunsch äußerte, keinen anderen als den Dichter dieses Werks zu heiraten. Als sie ihn aber zu sehen bekam und den kleinen, dicken, schwarzen Mann mit dem Pockengesicht vor sich sah, weinte sie laut vor Verzweiflung über seine Häßlichkeit und gab die Heiratsabsicht auf. Aber sie hat auch keinen anderen mehr geheiratet; sie ließ sich die Haare abschneiden und blieb ihr Leben lang Jungfrau. Sie hatte sich zu sehr in sein Genie verliebt.

Ähnliches ereignete sich noch in den letzten Jahren. Ein Sekretär eines bekannten Generals kannte ein Teemädchen in Hankau und machte ihr so viele hübsche Gedichte, die die großen Zeitungen mit vielem Eifer verbreiteten, daß wiederum eine junge hübsche Dame aus angesehener Familie ihn heiraten wollte, selbst wenn sie nur seine Nebenfrau sein sollte. Allein diesmal ging es von ihm aus, daß das nur bei der Absicht blieb. Er schrieb ihr in einem reizenden Brief, daß er sehr wenig schön sei, auch schon etwas alt und sich durchaus nicht zutrauen könne, sie auf die Dauer glücklich zu machen.

Es gibt tausend Berufe in China und tausend Lebenstätigkeiten; es gibt Sterndeuter und Schlangenbeschwörer, Grabstättenaussucher oder Skorpionenfresser, es gibt Hexenmeister und Krautsucher, aber es hat dort keine Minnesänger gegeben, keine Pagen schöner Herzoginnen. Und so ehrfurchtsvoll, so idealistisch sonst das Volk ist, es hat nie den Frauendienst gekannt. Was für einen Eindruck macht es auf den jungen Chinesen, wenn er zum ersten Male die Romanzen eines Ronsard liest oder die tollen Abenteuer eines Ulrich von Hutten!

Unter den wirklich guten Dramen, Romanen oder Novellen sind höchst selten solche, die eine große Liebe erzählen. Es wird meistens die Gattentreue behandelt oder die Kindesliebe oder die Mannentreue, mit recht künstlerisch-dichterisch erdachten Schicksalswendungen, mit seltsamen, phantastischen Begebenheiten. Natürlich fehlt es nie an weiblichen Gestalten, die darin eine Rolle spielen, aber das Liebesverhältnis ist nie das Hauptthema eines solchen Werks gewesen. Wir denken an die berühmten Scha Guo Gi und Pi Ba Gi, die zwei bekanntesten Dramendichtungen; an die große Hälfte der 100 Dramen der Yüan-Zeit; an die berühmten Romane wie Schui Hu Dschuan, San Guo Dschï, Dsing Hua Yüan, Ju Lin Wai Schï.

Ich habe am Anfang gesagt, daß richtige Liebesgedichte bei uns nicht bekannt seien. Man wird mir vielleicht einwenden, was die schönen Gedichte eines Li Schang Yin, eines Du Mu Dsï, eines Wen Fe Tsing denn sein sollen,

die den sogenannten Boudoir-Stil (Siang Liën Ti) darstellen; oder gar denke man an den Wang Tsï Hui, der in seinem ganzen Leben kaum ein Gedicht geschrieben hat, das sich nicht irgendwie auf eine Frau bezog. Ja, aber man darf nicht glauben, daß Frauengedichte und Liebesgedichte identisch seien. Gewiß, es sind Verse, aus denen zartes Empfinden und sentimentales, seliges Schauern überquellen, aber sie wollten nie bewußt eine Liebe besingen. Sie besangen sehr wohl eine schöne Frau oder eine verlassene Prinzessin oder gar ein gefeiertes Teemädchen, aber sie besangen niemals eine lebendige Liebe, eine Liebe, die brennt und lodert, fühlt und sich sehnt, verehrt und anbetet. Es sind eigentlich gerade die lyrisch-galanten Gedichte, bei denen wir sehen können, wie Chinesen einseitig lieben; sie lieben die Frau, wie sie ein Ding lieben: sie haben sie gern, sind bereit, sie gegen alles zu verteidigen, hängen zähe an ihr, beben vor Angst vor ihrem Verlust, können unendlich zärtlich sein, aber damit ist es auch zu Ende: sie können nie sehr leidenschaftlich lieben, nie sich ganz hingeben, und der chinesische Liebesbegriff ist viel zu eng, um eine Verehrung oder eine Anbetung in sich zu schließen. Für den Chinesen sind Liebe und Verehrung oder Anbetung völlig verschiedene Dinge.

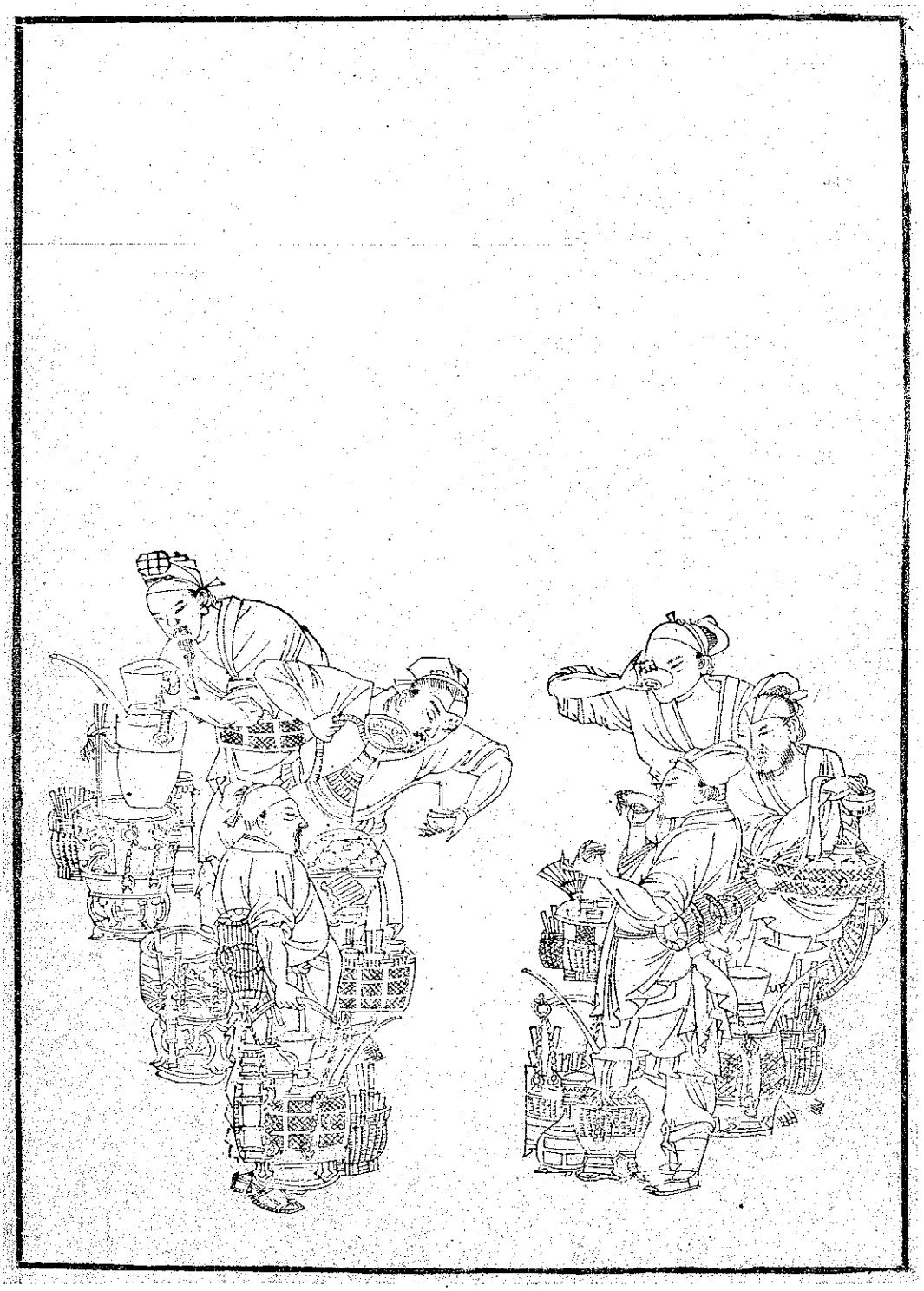
Das oben Gesagte wird besonders klar, wenn man bedenkt, wie groß und umfassend andere Gefühlswelten sind, wie erhaben und wie unendlich viel besagend ein Wort wie die Treue (Dsië), Kindesliebe (Hiau) oder Mannentreue (Dschung) klingt! Wie selbstverständlich findet man es, daß man seine Geliebte aufopfert, um einen Freund zu retten! Wenn irgendwie zwei Gefühlsmomente in Kollision stehen, so ist es immer die Liebe, die zurücktreten muß. Der General Wu San Gui, der seiner Geliebten zuliebe mandschurischer Prinz wurde, bleibt ewig eine Schande für die, die den Namen Wu tragen.

Dann muß man auch bedenken, daß solche Boudoir-Gedichte oft wegen der Form, wegen der Worte geschrieben wurden. Denn gerade das Gedichtmachen ist in China, natürlich was die Kunstpoesie anbelangt, vorwiegend Kunst, Kunstwerk, zwecklose Formung statt Ideenkonstellation. Man kann gewissermaßen die chinesische Kunstpoesie mit der Mosaïkarbeit vergleichen, die nicht nur als Ganzes oder in der Ferne gut aussieht, sondern die gerade in nächster Nähe betrachtet, stellen- und stückweise gesehen, ihre eigentümliche Schönheit und Geschicklichkeit verrät. Man schrieb nicht etwas, das Gedicht wurde, sondern man schrieb Gedichte, man schrieb Gedichte oft mit genau vorgeschriebenen Worten. Wenn man die Dichtung der Sungzeit, die Form des sogenannten „Tsï", diese strengste und schwierigste aller Gedichtformen, genau betrachtet, so ist das Mosaïkgleichnis zwingend, überzeugend. Ich zweifle

nicht, daß die große Hälfte dieser lyrisch-galanten Dichtungen, die Frauen oder „Liebe" besingen, angestrebte Kunstwerke sind und nicht Niederschläge herzlicher Empfindungen.

In diesem Sinne sind die vier „Traumdramen" geschrieben, die besten aller chinesischen Liebesdramen. Und eins der schönsten Werke, die die chinesische Literatur überhaupt besitzt, ist das schon erwähnte Huan Hun Gi. Du Li Niang, die schöne zarte Jungfrau, träumt in ihrem Lustgarten von einem schönen Jüngling, der sie lieb hat. Nach dem Traum denkt sie immer an diese Traumgestalt und stirbt vor Sehnsucht. Als sie den Tod ahnt, malt sie noch auf dem Krankenbett ein Selbstporträt und läßt es in ihrem Garten unter dem Mandelbaum verstecken, in dessen Schatten sie den süßen Traum geträumt hat und wo sie auch begraben werden will. Der Jüngling, der denselben Traum geträumt hat, kommt zum Staatsexamen an dieser Stadt vorbei und wird krank. In einem Tempel, zu dem der Lustgarten geworden ist, findet er Unterkunft. Zufällig findet er das Bild auf, erkennt die Gestalt der Erträumten wieder und gerät in große Liebessehnsucht. Die Seele der schönen Jungfrau erscheint bald bei ihm, gibt sich als eine Nachbarstochter aus und genießt mit ihm 100 Liebesnächte. Dann klärt sie ihn über ihr Geheimnis auf, er gräbt sie aus ihrem Grabe aus, und sie kommt wieder ins Leben zurück. Das ist die größte Liebesleidenschaft, die die chinesische Literatur kennt: Du Li Niang geht vom Leben in den Tod, kehrt aus dem Tod wieder zum Leben, nur aus und zur Liebe; durch die Liebe macht sie den Lebenswandel zweimal durch. Aber die schönsten Stellen dieser Dichtung sind nicht die, die die Liebe besingen; es sind wunderbare Szenen aus der Unterwelt, herzlich-rührende Darstellungen der Kindes- und Mutterliebe, und wir finden nur wenige Zeilen, die der Liebe der Helden gewidmet sind.

Die anderen drei Dramen stehen an künstlerischer Vollendung und dichterischer Phantasie hinter dem ersten weit zurück. Dsï Tsai Gi beschreibt die Liebe der schönen Huo Siau Yü und die Untreue des herzlosen Li I, Nan Ko Gi die Liebesgeschichte des Tschun Yü Fen mit der Ameisenprinzessin; Han Dan Gi, das letzte Werk des Dichters, ist mehr ein Lobgesang auf buddhistische Seligkeit. Lu Scheng, der Held des Dramas, lebt in einem Traum ein ganzes Menschenleben durch: er macht ein glänzendes Examen, erzwingt große Siege, heiratet eine schöne, sittsame Frau, bekommt von ihr viele Kinder, wird Staatskanzler, steht in hohem Ansehen und großem Reichtum; plötzlich — durch eine Verleumdung — gerät er in Ungnade beim Kaiser und wird ohne Verhandlung zum sofortigen Tode verurteilt; auf dem Platz der Hinrichtung, wo die Seinen von ihm weinend Abschied nehmen, wacht er



TAFEL 2

auf. Vierzig Jahre hat er durchlebt, ehe der Grießbrei im Topf kochte. Daraufhin erkennt er die Vergänglichkeit der irdischen Trugbilder und bekehrt sich zum Buddhismus.

Weiter ist das berühmte Tschang Scheng Diën als ein Liebesdrama anzusehen, das die Liebesgeschichte des Kaisers Tang Ming Huang und der schönen Yang Gui Fe erzählt. Aber die Hauptvorzüge sind die schöne Sprache, die geschickte Wiedergabe der damaligen politischen Verhältnisse und die gute, musikalische Komposition. Die Liebe ist nicht zu weitgehender Darstellung gelangt.

Ebenso steht es mit dem bekannten Liebesdrama „West-Kammer", Si Siang, das schon in mehreren europäischen Sprachen vorliegt. Die Sprache ist da ganz wunderbar, die Konstruktion sehr geschickt. Aber der Inhalt ist durchaus nicht aufregend, phantasievoll oder rührend. Aber immerhin ist das wohl diejenige Dichtung, in der die Liebe noch am meisten und besten zur Darstellung gekommen ist[1].

Aber in einem Roman, obwohl nur in seiner einen Hälfte, besitzen wir eine wunderbare Darstellung der Liebe, in Hung Lou Mong[2] (Traum in der roten Kammer). Gia Bau Yü, der in einem großen Lustgarten mit seinen vielen Schwestern, Kusinen und verwandten jungen Mädchen und den zahlreichen Mägden zusammen erzogen wird und sich viel mit ihnen herumtreiben kann, hat genug Gelegenheiten, Liebe zu nehmen und Liebe zu geben, Liebe mit ihren Betrübnissen und Seligkeiten, Liebe mit ihrer Leidenschaft und ihrem Humor. So ist dies zwar das beste, aber auch das einzige chinesische Buch, in dem die Liebe eingehend behandelt wird. Da aber das Geschilderte im Leben nie vorkommt und nicht vorkommen kann, so bleibt der schöne Da Guan Yüan, so heißt jener Lustgarten, das ewige Zauberland der jungen, Liebe atmenden Leute.

Aber alles das, auch wo die Liebe selbst das Wort spricht, steht in menschlicher Grenze. Die Liebe räsoniert, oder man kann für sie räsonieren, die Leidenschaft ist gezäumt, die Worte gezügelt; es fehlt das Schwül-Leidenschaftliche eines Tieckschen Tannhäuser, es fehlt das Schwermütig-Überschwängliche eines leidenden Werther, es fehlt das Friedlich-Glückliche eines Ofterdingen. Das Schicksal ist nie so hart wie das des Chevalier Desgrieux, die Trauer nie so groß wie die der Kameliendame.

Kehren wir einmal zur Realität zurück. Können Dichtung und Roman etwas erzählen, was im Leben gar nicht vorkommen kann? Etwas erdenken,

[1] Vgl. Yüan Dschen: Schicksalhafte Begegnung. Sinica 1928, S. 31ff, 81ff.
[2] Vgl. Sinica 1929, S. 83ff., 130ff.

was dem Sozial- und Geistesleben gar nicht bekannt ist? Es gibt in China Ehefrauen, die aus traditionellem Pflichtgefühl lieben, Kurtisanen, deren Liebe Berufstätigkeit ist und Trug. Etwas Dazwischenliegendes gibt es nicht. So kennt man notwendigerweise nur die eine Alternative: Gattenliebe oder Fleischliebe. Und daher muß man besonders vorsichtig sein gegen die Verwechslung frivoler Lebemänner mit liebenden Herzen, geistiger Liebe mit physiologischer Sinnlichkeit.

So bleibt es auch nicht verwunderlich, warum man in China nie eine geistige Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau gekannt hat und nie eine berühmte Liebe zu verheirateten Frauen. So erklärt es sich auch, warum China, das so arm an Liebesliteratur ist, die ältesten Bücher besitzt, die über die „Liebeskünste" belehren, und warum hier, wo sonst sittlich-moralische Anschauungen so unendlich lebendig wirken, die schmutzigsten, unmöglichsten Schimpfworte gesprochen werden können. — Die Liebe fällt hier aus zugunsten der Gattenliebe, zugunsten der Sinnlichkeit.

Kann man behaupten, daß Chinesen nicht lieben können? Gewiß nicht. Ist das heilige Feuer, das jedes Lebewesen beseelt und erhält, nicht allumfassend und unermeßlich groß? Weht der selige Hauch, der jeden Baumast, jede Pflanzenzelle zum Leben und Keimen erweckt, nicht über die ganze Erde? Lesen wir die Klagelieder des großen Kü Yüan, in denen die besungene Jungfrau ihre Kleider aus Blumenblättern herstellt, sich mit Tautropfen erfrischt, die auf den Lorbeerblüten auf den höchsten Gipfeln gesammelt werden, und ihre Pferde zur Tränke führt am Ostmeer, wo ihr die ersten Strahlen der Sonne entgegenleuchten; ist das nicht eine wunderbar empfindende Seele und eine herrlich schwungvolle Phantasie? Denken wir an den Spruch des Hou Fang Yü, der sich für den Mond ängstigt, daß die Wolken ihn trüben kommen, der Regen und Wind verwünscht, weil sie die Blumen zerstören, und der mit den schönen Jungfrauen schauernd vor ihrem Schicksal zittert, das ihnen so oft bitter und schwer wird! Hier ist nicht mehr eine Liebe zu einer Frau allein, sondern eine Liebe zu der Frau schlechthin; ist das nicht ein wunderbar liebendes Herz? Ein Wanderer, der am Grab einer Su Siau, einer Siau Tsing oder einer Dscheng Niang vorbeigeht, hält seine Schritte an und fühlt sich seltsam erregt. Vergangene Schönheiten wie Si Sï, Dschau Gün, Fe Yen oder Gui Fe sind durch Jahrhunderte hindurch Objekt poetischer Ergüsse. Vor einigen Jahren ist eine schöne Jungfrau in Lai Dschou gestorben und viel junge Menschen sind darob halb geisteskrank geworden; an ihrem Grabe findet man immer frische Opferdarbietungen, die von Unbekannten hinterlassen sind. Ist das nicht ein herzlich liebendes Volk?

Merkwürdig ist es, daß überall, wo die Liebe auf den Saiten schwingt, gleich wehmütige Klänge anschlagen. Wir bringen den wunderbaren Vers aus dem berühmten Huan Hun Gi:

„Wie eine Blume
Blüht Deine strahlende Schönheit,
Doch wie das Wasser
Vergehen die fließenden Jahre!"

Wie stolz, wie glücklich, wie wehmütig und wie bitter klingen diese Worte! Oder die schönen Verse des Li Hou Dschu:

„Wie das fließende Wasser,
Wie die verwelkenden Blumen
Geht der Frühling dahin!
Ewigkeit? Menschenleben?"

Bekannt ist ja das Sprichwort, daß die Trauer auf dem Gipfel der Freude entstehe. Und wie offen und geradezu ohne Allegorie, ohne Verschleierung, sind die Heineschen Worte:

„O, Liebe! Was soll es bedeuten,
Daß Du vermischest mit Todesqual
All Deine Seligkeiten?
. . . O, löse mir das Rätsel,
Das wunderbare,
Darüber habe ich nachgedacht
Schon manche tausend Jahre."

Werden die Erdbewohner jemals zahlreich genug sein und die Ewigkeit lang genug, um dieses Rätsel, dieses wahrhaft wunderbare, einmal lösen zu können?

DIE WELTANSCHAULICHEN GRUNDLAGEN DER LIEBE IN EUROPA UND CHINA

VON RICHARD WILHELM

Die Frage, ob es in China Liebe zwischen Mann und Frau gibt, liegt auf derselben Ebene wie die Frage, ob es in China Religion gibt. Insofern die menschliche Natur eine und dieselbe ist im Osten wie im Westen, kommen dieselben menschlichen Gefühle hier wie dort vor. Aber allerdings ist der Ausdruck dieser Gefühle verschieden je nach dem Kulturzusammenhang, in dem sie stehen. Wenn wir die beiden Kulturen in dieser Hinsicht vergleichen wollen, so müssen wir den Konfuzianismus auf der einen, das Christentum auf der andern